

Interhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 16.

Mittwoch, 20. Januar

1926.

(15. Fortsetzung.)

Die Lampe mit dem roten Schirm.

Roman von Otto Scherlin.

(Nachdruck verboten.)

Und so blieb Raspi allein, nur mit seinem Ärger in der Kanzlei des Oberkommissars zurück. Es schlug acht Uhr und schlug schließlich auch neun Uhr, aber der Oberkommissar ließ sich nicht blicken. Und dies schien Raspi ein gutes Zeichen. Vielleicht, daß der Rechnungsfewerwerker Jellacic doch noch in die Sache verschwelt war. Die Ausserung hatte er bestimmt getan, auch seine Braut leugnete die Tatsache gar nicht ab, wenn sie auch keine Erklärung darüber geben konnte oder wollte. — Also — möglicherweise schloß der heutige Tag doch nicht mit einem völligen Fiasco.

Wenn nur Wondra bald käme, denn Raspis Magen fing an sich zu melden. Aber der Detektiv konnte bequem noch eine Havannavirginia und drei Memphiszigaretten in aller Ruhe rauchen, bis der Kommissar von seinem immerhin recht weiten Weg aus der Kaserne zurückkam, und an dem Gesicht Wondras sah Raspi, der genügend Phystiognomiker war, sofort, daß auch der Gang nach der Kaserne nicht die Resultate gezeitigt hatte, die ihm lieb gewesen wären.

Dennoch fragte er ganz ruhig.

„Run — Erfolg gehabt?“

Wondra legte schweigend Kappe und Degen ab, dann lachte er grimmig auf.

„Ja, lieber Freund“, sagte er, „nur kam ich um eine Nadelänge zu spät, denn die Militärbehörde hatte Jellacic schon eingesponten, bevor ich auf der Bildfläche erschien.“

Raspi sprang auf. „Also doch!“ rief er aus. „Grazie a Dio, dann ist meine Blamage doch nicht gar so groß. So war Jellacic also doch der Mörder. Ich hab es geahnt.“

Wondras Augen ruhten einen Moment mit verhaltenem Spott auf dem Gesicht des Detektivs. „Ja“, sagte er, „Jellacic hat dem „verdammten Deutschen“, wie er sich geäußert hat, tatsächlich den Schädel eingeschlagen, nur, lieber Raspi, und das ist für uns die Haupttache, unter dem „verdammten Deutschen“ war nicht Prohaska zu verstehen, sondern, nun freuen Sie sich — der Oberleutnant Berger von der zweiten Batterie, der direkte Vorgesetzte des Feuerwerkers Jellacic. Jellacic hatte auf den Offizier seit langer Zeit einen Riesenpif, weil er sich von ihm seziert und gezwirnt fühlte, und am Montag kam die Bombe zum Platzen. Im Jähzorn und unter dem Einfluß vielzuviel genossenen Alkohols ließ sich der Feuerwerker zu der unheilvollen Tat hinreichen, den Oberleutnant mit dem Faschinennmesser niederzuschlagen. Tätilicher Angriff auf einen Borgegsgen. Na, ich danke, das kostet ihm den Kragen. Natürlich kam er sofort in strengste Einzelhaft und lag längst im Militärgesängnis Santa Margherita, als der Feldmarschalleutnant Prohaska ermordet wurde. Das, Herr Raspi“, schloß Wondra, „ist das Ergebnis meiner und Ihrer glänzenden Ermittlungen im Falle Prohaska.“

Der Oberkommissar versteckte seinen Ärger und seine Enttäuschung unter einer lauten, etwas zu lauten Lustigkeit. Er ließ sich lachend auf einen Stuhl fallen

und schlug die Hände gegen seine Schenkel, daß es laut klatschte.

Anders Raspi. Mit einem lauten, gemeinen Fluch, an denen die italienische Sprache ja so reich ist, warf er seine frisch angezündete Zigarette in eine Ecke.

„Poco Mad . . . !“ schrie er wütend. „So eine verfluchte Schweinerei. Und was nun? Der Fall Prohaska liegt jetzt genau so dunkel da, noch dunkler wie zuvor. — Was machen wir jetzt?“

„Jecze Polska nie zginie — —“ sagte der Oberkommissar gleichmäßig. Seine Ruhe und damit sein Humor lehrten langsam wieder. „Noch ist Velen nicht verloren. Wissen Sie, Raspi, wie im Burenkrieg seinerzeit sich der General French, der damalige englischen Oberkommandant, zu den Herren seines Stabes geäußert haben soll? „Sorgen Sie nur dafür, meine Herren, daß wir den Telegraph nicht verlieren. Solange wir den besitzen und die Presse nach unserem Gedenken bedienen können, sind wir Sieger.“

„Was hat das mit uns zu tun?“ fragte Raspi.

Wondra lachte.

Haben wir vielleicht nicht auch die Presse zur freien Verfügung. Solange wir die haben, ist noch nichts verloren.“

Bei diesen Worten griff er nach einem Bogen Papier und nahm die Feder zur Hand.

„Was machen Sie?“ fragte Raspi bescheiden.

„Wie können Sie nur so einfältig und läienhaft fragen? Ich tue das, was jede k. und k. Polizeiverwaltung in einer gleich faulen Lage, wie die unstrige, tun würde.“

Und seine Feder flog schnell über das Papier.

„Hier nehmen Sie“, sagte er und ein Lächeln huschte über seinen Mund. „Diese Notiz bringen Sie in gutes Italienisch und lassen sie auf Amtswegen in die Presse lancieren.“

Und Raspi las:

Polizeibericht.

Im Falle Prohaska arbeitet unsere Polizei mit siebenhafter Eifer. Es ist ihr gelungen, im Laufe des heutigen Tages einige hochwichtige Entdeckungen zu machen, über deren Natur aus naheliegendsten Gründen noch keine näheren Mitteilungen gemacht werden dürfen. Soviel kann jedoch bereits verraten werden, daß man den Tätern fest auf der Spur ist. In Polizeikreisen wird mit deren Festnahme ständig gerechnet.

Sechstes Kapitel.

Am Tage nach den hier geschilderten Begebenheiten war Dr. Lukz gegen zwei Uhr nachmittags in das Hotel zurückgekehrt und ging unverzüglich nach seinem Zimmer.

Er stand gerad in Kniehosen und schwarzen Ledergamaschen hendsärmelig vor dem Spiegel und bürstete sich die Haare, als es an seine Zimmertür klopfte.

Lukz, in der Meinung, es mit dem Zimmermädchen oder einem anderen Hotelangestellten zu tun zu haben, rief „Herein“ und war in Unbetacht seiner mangelschaften Toilette etwas unangenehm überrascht, als die Sängerin Delys in Begleitung des Leutnants von Monsterath das Zimmer betrat.

„Ich bitte um Verzeihung“, sagte er und griff nach seinem Rock. „Ich glaubte, das Stubenmädchen — ich hatte natürlich keine Ahnung —“

Die Sängerin lachte. „Aber ich bitte Sie, dottore. Meinen Sie, ich habe noch keinen Mann in Hemdsärmeln gesehen? Wir beim Theater sind so ziemlich nicht.“

„Wollen Sie nicht, bitte, Platz nehmen?“ sagte Luž, der inzwischen in seinen Rock geschlüpft war, und deutete auf die Chaiselongue.

Violetta sah bereits und klopfte mit den hohen Absätzen ihrer schwarzen Lackschuhe auf den Teppich.

„Verzeihen Sie, lieber Luž“, sagte Lieutenant von Monsterath, „wenn wir Sie hier quasi überfallen. Wir haben Sie im Speisesaal vermisst.“

„Ich habe heute in der Stadt bei Tittoni gegessen.“

„Deshalb waren Sie nicht zu finden. Wir kommen, um Sie zu einem Spaziergang nach Barcola hinaus abzuholen. Ich bin dienstfrei heute nachmittag.“

Luž strich sich lächelnd über seinen Scheitel.

„Ich muß Ihre liebenswürdige Einladung für heute leider ablehnen, Herr von Monsterath“, sagte er bedauernd. „Sie sind dienstfrei, ich bin es leider nicht.“

„Wie soll ich das verstehen? Darf man so indiscret sein und nach der Beschaffenheit Ihres Dienstes fragen?“

Luž bot der Sängerin und dem Offizier sein Zigarettenetui und, nachdem er sich selbst eine „Dames“ angezündet hatte, sagte er: „Der Mensch entgeht einem Schicksal nicht. Was ich Ihnen gestern beim Fünfahrtsee expliziert habe, hat sich heute schon erfüllt. Die Kriminalpolizei hat mich zu einem Gastspiel in dem erwähnten Fall Prohaska engagiert.“

„Prohaska?“ rief Violetta aus. „Wie kommen Sie zu der Sache Prohaska? Das müssen Sie uns näher erzählen.“

„Es gibt nicht viel zu erzählen, Signorina“, sagte Luž, der sich inzwischen rittlings auf einen Stuhl nieder gelassen hatte. „Gestern abend, als ich mich von Ihnen, Monsterath, verabschiedet hatte, teilte mir der Hauptportier mit, daß die hiesige Polizei an meiner harmlosen Person ein gewisses Interesse nähme, weil ich schon über drei Wochen in Triest weile, und mich auffordern siehe, meinen Paß und was man sonst noch an Papieren herumzutragen pflegt, auf dem zuständigen Polizeiteam vorzulegen.“

Soweit mir bekannt, gibt es eigentlich gar keine dagehende Verfügung, aber andererseits kann ich der Polizei natürlich nicht vorschreiben, wen sie bearbeiten darf, und wen nicht. Kurz und gut, um die Sache aus der Welt zu schaffen, ging ich heute morgen auf das Polizeiteam in der Via Stadion, und dort erkenne ich zu meiner Freude in dem Reviervorstand einen gewissen Franz Wondra aus Reichenberg in Böhmen, einen Studienkameraden aus Lausanne, mehr als das, einen guten Freund von früher, der natürlich die gleiche Freude an den Tag legt, mich nach vielen Jahren zufällig hier in Triest wiederzusehen.“

Nun soweit war die Sache ganz nett und gemütlich, aber das dicke Ende ließ natürlich nicht lange auf sich warten. Wondra, der im Rang eines Oberkommissars bei der Staatspolizei steht, bearbeitet den Fall Prohaska, zusammen mit einem Detektiv der hiesigen Staatsanwaltschaft, der gerade dazu kommt, wie wir im besten Plaudern sind.

Es macht mit den Eindruck, als ob Wondra sowohl als auch der Detektiv von Seiten des Staatsanwalts einen ganz gehörigen Rüssel begangen haben, weil sie die Karre total verfahren, will heißen, die Untersuchung auf eine ganz verkehrte Art und Weise geführt haben.“

„Wenn ich nicht irre“, fiel Violetta ein, „hat die Polizei doch gestern auf der Mole eine Verhaftung vorgenommen, die Ivo mit dem Fall Prohaska in Zusammenhang gebracht hat.“

„Ja“, sagte Luž lächelnd. „Das stimmt und gerade diese Verhaftung hat meinem Freund Wondra schon tüchtigen Ärger verursacht. Einzelheiten kann ich Ihnen nicht erzählen, nur soviel darf ich Ihnen versprechen, daß die Verhaftung jener Tänzerin — —“

Maria Reja“, fiel Violetta ein.

„Ja, ganz richtig, jener Maria Reja der größte Reinfall für die Polizei bedeutet, und daß die Herren jetzt ihr Pulver total verschossen haben. Die Untersuchung steht fest, wie der Sachausdruck heißt.“

„Ich fange an zu verstehen“, sagte Ivo von Monsterath. „Nun sollen Sie den Karren aus dem Dreck ziehen.“

„Es ist doch selbstverständlich, dottore“, sagte Violetta, „daß Sie ablehnen. Sie müssen ablehnen. Zur Unterstützung der Triestiner Kriminalpolizei sind Sie doch schließlich nicht auf Urlaub gefahren.“

(Fortsetzung folgt.)

Steppenbrand.

Von Hugo v. Köller.

„Nirgends kann das Erwachen der Natur an einem Frühlingsmorgen schöner sein als in der unablässbaren Steppe“, habe ich oft gedacht, als ich vor langen Jahren auf meinem damaligen, in der bulgarischen Dobrutschia gelegenen Gute schon vor Tagesgrauen weit hinaus in die Steppe ging, um den anbrechenden Morgen in freier Natur zu genießen.

Die Sterne am Himmel beginnen zu verblassen und im Osten zeichnet sich über dem Horizont eine rosarote Linie ab. Noch herrscht feierliche Stille ringsumher. Ganz allmählich wird der Streifen im Osten breiter und roter. Der Morgen graut. Schwache Dämmerung breitet sich über die weiten grünenden Flächen, die sich, unbegrenzt durch Höhen oder Wälder, wie ein Meeresspiegel mit dem Himmel zu vereinen scheinen. Aus den Gräsern ertönt hier und da leises Sirren und Zwitschern. In der Ferne ein Wachtelschlag. Die Atmosphäre ist geschwängert mit Blumenduft. Man dehnt die Brust und sieht die herrlich reine Luft gierig ein.

Der aufgehenden Sonne entgegen reden sich unzählige rote, weiße, blaue und gelbe Krokusblüten und duftende Beilichen, die in entzückendem Durcheinander wie riesenhafte Teppichbette das sprühende Gras der Steppe überwuchern. Wie mit Diamanten überschüttet erscheint diese durch die Milliarden von Tautrosen, die an Gläsern und Blumen ähneln.

Aber vor der nun täglich zunehmenden Sonnenglut verschwinden bald die bunten Blumen in dem schnell hochreibenden Steppengras. Und wenn im Mai und Juni die erste Heuernte vorüber ist, verdort bald alles, was noch stehen blieb. Graubraun gähnen uns dann die ehemals so farbenfreudigen Flächen an.

Dies ist die Zeit, wo die Schäfer vorzorgen, um ihren Herden neue Weiden zu schaffen. Sie sünden das trockene Gras an, wenn der Wind günstig steht, um das Feuer über ihre Weideplätze zu treiben. Da im Sommer in jenen Gegenden nicht mit regelmäßigen Niederschlägen gerechnet werden kann, ist das Abbrennen des getrockneten Steppengrases das erprobte einfachste und wirksamste Mittel, um neuen Graswuchs zu fördern. Hilft die Natur dann mal mit einem Gewitterregen nach, so können die Schäferden schon innerhalb acht bis zehn Tagen frische Wiese finden.

Es gehört in dieser Zeit zu alltäglichen Erscheinungen in der Dobrutschia, am Tage schwere Rauchwolken sich über die Steppe wälzen und nachts rote Feuerscheine am Himmel zu sehen. Und mit Recht kann man dabei sagen:

„Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht.“

Aber leider ist dies Letztere bei der Gier der Interessenten, sich schnell neue grünende Weiden zu schaffen, nicht immer der Fall. Und dann erfährt man in gefährlichster Art die Wahrheit der weiteren Schillerischen Worte:

„Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fesseln sich enträfft,
Einheitritt auf der eig'nen Spur
Die freie Tochter der Natur.“

Unreife Hirtenjungen legen oft das Feuer an, unkundig der Windrichtung und ohne Verständnis für die Gefahren, die sie damit für Menschen, Tiere, Gehöfte und Wälder herausbeschwören können.

An einem Abend sah ich von dem Balkon meines Wohnhauses aus im Nordwesten einen außergewöhnlich breit ausgedehnten Feuerschein. Diese an sich belanglose Erscheinung bereitete mir deshalb einige Unruhe, weil bei Einbruch der Nacht, nach einem sehr heißen Tag, ein steifer Nordwestwind eingezogen war. Das Feuer schien mit ziemlicher Schnelligkeit vorwärts zu greifen. Um mich zu orientieren und für alle Fälle vorzubereiten, machte ich meine Arbeiter mobil und ging mit ihnen hinaus auf das Feld. Wir alle erkannten sofort, daß meinem Gehöfte unter Umständen Ge-

fahr drohen konnte. Ich ließ mir ein Pferd bringen und galoppierte dem Feuerschein entgegen. Dabei stellte ich fest, daß der Steppenbrand in einer Breite von mehreren Kilometer wütete und sich in der Richtung auf mein Gut schnell ausbreitete. Zur Stunde war das Feuer noch ziemlich weit entfernt, und es zog sich zwischen den brennenden Flächen und meinem Grund und Boden ein ziemlich breiter Grenzweg hin. Übersprang aber das Feuer diesen Weg, so gab es bis zu meinem Gutshof nichts mehr, was den Brand hätte aufhalten können. Ich fuhr zu meinen Leuten zurück und entsandte zwei Knechte zu Pferde mit dem Auftrag, zu beobachten, ob das Feuer den Weg überspringe, und im gegebenen Falle sofort Nachricht zu bringen.

Zur Sicherheit ließ ich sofort zehn Pflüge mit Ochsen bewannen und zog mit diesen auf die Nordwestseite des Gehöfts. Denn es gab keine andere Möglichkeit, dem verheerenden Element Einhalt zu gebieten, als ihm die Nahrung zu entziehen durch einen zunächst breiten Streifen frischen Sturzackers.

Während meine Leute an den Pflügen waren, ging ich nochmals dem Feuer entgegen. Dieses war wiederum ein bedeutendes Stück näher gerückt. Ich sah bereits deutlich Flammen hochschnellen, wenn ihnen ein Strauch oder ein kleiner Baum zum Opfer fiel.

Schon verbreiteten die nabenden Flammen so viel Licht, daß ich das vor dem Feuer flüchtende Getier beobachten konnte. Aufgeschreckte Vögel flogen vorüber und strebten der Finsternis zu. Alles Wild wurde flüchtig. Ich sah Hasen, Füchse und Wölfe in voller Fahrt dahinlaufen, um sich in Sicherheit zu bringen. Ein jammervolles Bild bot ein Volk noch nicht flügger Nebenhörner; die alte Henne flatterte vor ihrer Brut, dauernd losdriftend, während die kleinen Vögelchen kaum vorwärts kamen. Das Wölchen flatterte dicht bei mir vorüber, ohne in der Todesangst von mir Notiz zu nehmen. Die Tierchen sind wohl sämtlich in den Flammen umgekommen.

Noch bevor meine ausgestellten Posten zurückkamen, sah ich, daß das Feuer eine kleine Waldparzelle ergriff, die schon diesesseits des Grenzweges lag. Nun gab es kein Halten mehr. Ich lief, so schnell ich konnte, zu meinen Pflügen, die aber schon im Gange waren, da die Arbeiter selbst bemerkten, daß das Feuer auf meine Felder übergegriffen hatte. Mit zehn Pflügen hintereinander ließ ich einen Bogen von Nordwest nach Südost um den Gutshof ziehen. Aber wir konnten nur zweimal die Tour machen; da war der Steppenbrand schon so nahe, daß man der vom Winde angesetzten Glut nicht mehr standhalten konnte.

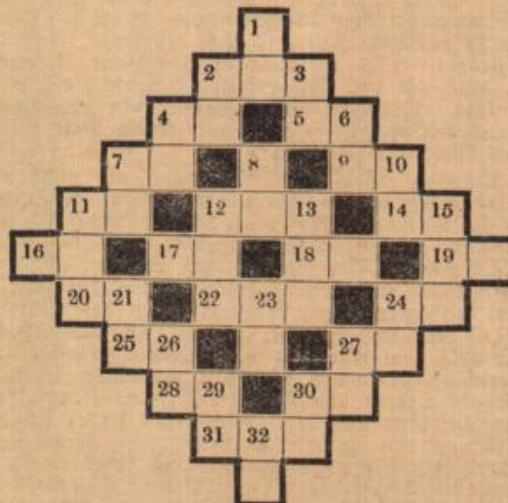
Indessen genügten die zwanzig Furchen. Die Flammen konnten über diese Breite nicht hinübergreifen. Mit furchtbarem Prasseln, Knistern und Getöse zog der Steppenbrand um mein Gehöft herum und nahm die Richtung auf das Nachbardorf. Dieses hatte zu seiner Rettung auch bereits alle im Orte vorhandenen Pflüge in Bewegung gesetzt. Inzwischen aber waren die Flammen an einige reisende Kornfelder gekommen und hatten dort schweren Schaden angerichtet. Hinter jenem Dorfe führte die breite Straße nach den Ortschaften am Schwarzen Meer vorüber. An diesem Hindernis mußte das Feuer Halt machen, und hier erlosch endlich der verheerende Steppenbrand.

Das Bild, das er hinter sich ließ, war trostlos. Verlöhte Sträucher, verbrannte Bäume, der Boden weit und breit mit Asche bedeckt, kleine Kadaver allerhand triekenden Getiers und Gewürms lagen umher. Eine atemraubende Dunstschicht schwieg über den abgebrannten Flächen.

Aber nur wenige Tage sehen noch die Folgen jenes Schredensnacht. Des Himmels Schleusen öffnen sich und gierig saugt der vom Feuer gebröckte Boden das befruchtende Nass ein. Bald sprühen überall zarte Halme empor, und nach wenigen Tagen grün in neuem Leben die Steppe wieder. Die nie ersterbende Natur siegt auch über die Verheerungen des Steppenbrandes.

Silben Kreuzwort-Rätsel.

(In jedes freie Feld eine Silbe.)



Waagrecht: 2. Fluß in Italien. 4. Zimmer. 5. Stadt in Bayern. 7. Musikinstrument. 9. Mädchennname. 11. Teil des Weinstocks. 12. Oper von Strauss. 14. Maske. 16. Landwirtschaftliches Gerät. 17. Großer See in der Schweiz. 18. Bekannter Ausdruck für Mittagessen. 19. Schwarzer Menschenstamm. 20. Weibliches Wesen. 22. Kampfplatz. 24. Unverheiratet. 25. Deutscher Geschichtsschreiber. 27. Blutgefäß. 28. Handelsunternehmen. 30. Großes Stück Holz. 31. Ureinwohner Deutschlands.
Senkrecht: 1. Gift. 2. Spieltarife. 3. Edelstein. 4. Pferd. 6. Rein. 7. Steht im Garten. 8. Europäische Hauptstadt. 10. Amtstracht. 11. Blume. 12. Inselgruppe in Polynesien. 13. Arabischer Wallfahrtsort. 15. Stadt in Italien. 21. Stadt in Tirol. 23. Naturscheinung. 24. Verarbeitete Tierhaut. 26. Milchprodukt. 27. Englisches Bier. 29. Nicht d. 30. Frucht. 32. Künstler.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 10: **Waagrecht:** 1. Ein. 3. Wahr. 6. Esra. 10. Ala. 11. Tee. 12. Bise. 14. Bahr. 15. Ne. 16. Eimer. 18. As. 20. Sau. 21. Ur. 23. Kelle. 25. Ut. 26. Odin. 28. Eber. 30. See. 31. Bon. 32. Erle. 34. Leje. 35. Ida. — **Senkrecht:** 1. Et. 2. Ne. 3. Wabe. 4. Ali. 5. Hase. 7. Star. 8. Reb. 9. Aera. 13. Eisen. 14. Beule. 15. Raa. 17. Mal. 19. Sitz. 22. Rose. 23. Kiel. 24. Ebbe. 25. Urne. 27. Der. 29. Eos. 33. Gi. 34. La.

Alt-Nassau

Aus altnassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Unser.

II.

Der Reichskammergerichtsprokurator Johann Jakob Zwierlein stammte aus einer reformierten Kaufmannsfamilie in Worms, wo er 1699 das Licht der Welt erblickt hatte.¹⁾ Er wandte sich dem Studium zu, besuchte die Universitäten Halle, Wittenberg²⁾ und Jena, worauf er sich 1723 als Advokat am Reichskammergericht in Wetzlar niederließ.

¹⁾ S. über ihn: Heinrich Gloßl, Goethes Wetzlarer Zeit. Bilder aus der Reichskammergerichts- und Wertherstadt. Berlin 1911. S. 34 ff.

²⁾ Wittenberg war Universität von 1502 bis 1815.

Hervorragende juristische Kenntnisse und große Gewandtheit in der Bearbeitung schwieriger Rechtsfälle — es handelte sich bei diesem obersten Reichsgerichtshof um Streitigkeiten der Reichsglieder untereinander sowie um Beschwerden der Untertanen gegen ihre Landesherren — verschafften ihm bald den Rubrum eines außerordentlich tüchtigen Sachwalters; auch wissenschaftlich hat er sich ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er 1744 den Entwurf zur Kammergerichtsordnung von 1613, mit Erläuterungen und Anmerkungen versehen, herausgab. Zu den Reichständen, deren Vertretung ihm übertragen wurde, gehörte auch Nassau-Dillenburg. Große Ehrenungen wurden ihm zuteil; 1742 erhielt er den Titel eines kurbraunschweigischen und königlich britannischen Hofrats, 1752 wurde er von Kaiser Franz I zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt und in den erblichen Reichsadelstand erhoben. Vermählt war er mit Elisabeth

Dorothea Friederike Wahl seit 1737; aus der Ehe gingen drei Söhne und eine Tochter hervor.

Mit einem dieser Söhne, dem 1737 in Wehlar geborenen Christian Jakob v. Zwierlein war Ludwig Vigilius schon auf der Universität Gießen befreundet, wie sich aus einer Stammbucheintragung aus dem Jahr 1753 ergibt; möglicherweise hat diese Freundschaft mit dazu beigetragen, dem jungen Vigilius bei dem Prokurator und in dessen gastfreiem Hause Zutritt und Eingang zu verschaffen. Der junge Zwierlein hat später die Universität Göttingen bezogen, die schon damals sich eines besonders guten Rufes wegen der dort tätigen hervorragenden Lehrer, insbesondere der Rechtslehrer, erfreute; nach Beendigung seiner Studien ließ er sich einundzwanzigjährig, wie sein Vater als Prokurator am Reichskammergericht in Wehlar nieder. Auch er erlangte rasch einen bedeutenden Ruf und eine glänzende, recht einträgliche Praxis. 1766 heiratete er Christiane Friederike v. Hopfer, durch die der Geisenheimer Hof an die Familie Zwierlein kam. 1790 mit seinen Brüdern in den Reichsfreiherrenstand erhoben, ist er 1793 auf seinem Gute Langsdorf in der Wetterau gestorben.²⁾

Über Vigilius' Wehlarer Zeit wissen wir nicht viel; aus ihr finden sich nur wenige Eintragungen im Stammbuch. Am 22. November 1754 trug Dr. iur. Philipp Jakob Räder, Advokat am Reichskammergericht, ein lateinisches Zitat aus Senecas Briefen ein mit dem Wunsche, daß dieses Freundschaftszeichen aus dem Gemüte des Ludwig Vigilius den Stachel entfernen möge, der dort gegen den Schreiber noch hafte — wir wissen nicht, worauf sich das bezieht; 1. Februar 1756 hat Christian v. Rettelsbla, Beisitzer des Kammergerichts für den König von Schweden in dessen Eigenschaft als Herzog von Pommern³⁾, eine Sentenz aus Horaz eingeschrieben; aus dem Jahre 1757 findet sich noch eine Eintragung von Ludwigs Verdries, eine Strophe von Gellert; der aus Gießen stammende Schreiber hatte sich schon früher, im September 1748, in seiner Vaterstadt als „der Philosophie Beklischer“ in das Album eingetragen, war also einer der frühesten Universitätsbekannten von Vigilius; doch wissen wir sonst nichts von ihm.

Nach der Wehlarer Lehrzeit, die man mit der heutigen Referendarzeit der angehenden Richter und Rechtsanwälte vergleichen kann, kam Vigilius nach Idstein als Assessor und verheiratete sich dort September 1758 mit Maria Christiane Thielemann aus Wiesbaden (einer Tochter des fürtlichen Kammerdirektors Thielemann (Thilemont)), der als Abkömmling einer französischen Emigrantenfamilie in nassauungische Dienste getreten war). Das älteste Kind aus dieser Ehe, Auguste Vigilius, später Frau Dr. med. Wahl, als Witwe wieder verheiratet mit Inspektor und Stadtphysar Handel in Wiesbaden, ist 1759 noch in Idstein geboren († 1846); bald danach muß Vigilius als Regierungsrat nach Wiesbaden gekommen sein, wo das zweite Kind, Theodor († 1819), im Jahre 1761 zur Welt kam. Die dritte Tochter, die 1763 geborene Sophie, heiratete den Pfarrer Vitriarius; erst das vierte Kind war ein Sohn, nämlich der am 18. April 1765 geborene Ludwig Christian, mit dem wir uns nun mehr, als dem Schreiber des zweiten Hauptteils des eingangs erwähnten Briefwechsels, eingehender zu beschäftigen haben.

Dieser Ludwig Christian ist, nachdem er in Wiesbaden einige Jahre die sog. Lateinschule besucht hatte, im Frühjahr 1776, also elf Jahre alt, nach Idstein aufs Gymnasium gefommen, wo die Söhne von Beamten, Geistlichen, Landwirten usw., die später studieren und in den Staatsdienst treten sollten, für die Universität vorbereitet wurden. Das erste Altenstück der Briefsammlung, die den folgenden Schilderungen zugrunde liegt, ist ein Schreiben von C. G. Salzmann⁴⁾ in Idstein an den Regierungsrat in Wiesbaden vom 25. Mai 1776, also aus dem ersten Schulsemester des Sohnes. Darin heißt es: „Euer Wohlgeborenen lieber Sohn läßt durch mich gehorsamst anfragen: Ob der Herr Papa gütigst erlauben wollten, daß er nächst kommende Pfingsten in Wiesbaden feiern dürfte. Herr Subcorrector⁵⁾ sage mir zwar, daß es besser wäre, wenn er hier bliebe; doch dürfte ihm dieses wohl zu hart ankommen, weil alle Wiesbadener morgen über acht Tage ihren Marsch dahin antreten wollen. Er befindet sich sonst recht wohl und vergnügt und wird alle

²⁾ S. Gloöl a. a. O. S. 36.

³⁾ S. Gloöl a. a. O. S. 25.

⁴⁾ Caspar Gottlob Salzmann war Cantor und erlebte von 1759 ab den Musikunterricht. Er starb 1777. (Nach gültiger Mitteilung des Herrn Rektors Ziemer in Idstein.)

⁵⁾ Subcorrector und Klassenlehrer der Quarta war 1774 bis 1780 Johann Andreas Rizbaub, der 1784 Rector des Gymnasiums wurde und 1797 starb.

Tage munterer. Ich gehe mit ihm als mit einem guten Freunde um, sehe auch, daß er wirklich gerne in meiner Gesellschaft ist. Wie ich wahnehme, hat ihn die Frau Engelin so lieb als ihr eigen Kind, und versieget ihn auch so. Herr Conrector⁶⁾ und Subcorrector legen ihm ein recht gutes Lob bei, woran des jungen Diefenbachs⁷⁾ Eifer und Fleiß im Informieren vermutlich vielen Anteil hat. Überhaupt habe die Ehre, Euer Wohlgeborenen ganz gehoramt zu versichern, daß alles nach Wunsch bisher gegangen ist. — “

Der Vater scheint die Erlaubnis zur Rückkehr nach Wiesbaden über die Pfingstfeiertage nicht erteilt zu haben, denn Salzmann schreibt am 8. Juni: „Auf die Retour nach Wiesbaden verschlossene Pfingsten gehoramt anzutragen, würde ich mich nicht erfüllt haben, wenn mich nicht der liebe Luis versichert, daß ihn seine älteste Jungfer Schwester in einem Briefe inständig darum ersucht hätte. Er war es zwar so gleich zufrieden, daß er hier bleiben sollte, jedoch war der Appetit im Essen zwey Tage bei ihm nicht so gut als sonst.“ Aus dem übrigen Inhalt dieses Schreibens kann man schließen, daß Louis eine Art Sorgenkind war; er scheint an starke Zerstreutheit gelitten zu haben, denn es heißt da: „Um eine beständige Aufmerksamkeit bei ihm zu unterhalten, wird er in der Schule unter währenden Lectionen sehr oft aufgerufen; und dieses, meine ich, wäre das beste Mittel, so nur in diesem Falle ausgedacht werden kann. Soviel mir bekannt ist, hat er von seinen Lehrern in der Schule noch keinen einzigen Berweis bekommen. Ein wahres Kennzeichen, daß er sich sehr gut beträgt. In den Clavier-, wie auch in den Schreibstunden, ist er beständig still und aufmerksam, und auf die nämliche Art beträgt er sich, nach dem Zeugnis des Herrn Subcorrectors, auch in den Rechensunden.“

Die großen Ferien im September wird Ludwig Christian wohl im Elternhause verbracht haben, und auch zum Weihnachtsfest kehrte er für einige Tage nach Wiesbaden zurück. Bei dieser Gelegenheit überbrachte er dem Vater einen Brief seines Klassenlehrers, des Subcorrectors Rizbaub, der folgendermaßen lautet:

„Wohlgeborener, Hochgelehrter, Hochgeehrter Herr Regierungsrath; Theuerster Gönner und Freund!

Da der kleine Sohn von Ew. Wohlgeb. auf einige Tage zu Ihnen nach Hause reisen wird, um die Feiertage dafelbst zu verbringen, so habe ich ihn nicht ohne einiges mitgegebenes Zeugniß, wie er sich bisher in diesem letzten Vierteljahr betragen habe, fortlassen wollen; besonders, weil, wie ich hoffe, Ew. Wohlgeb. diese Nachricht nicht unangenehm sein wird. Und wie angenehm ist es mir, daß ich ihm ein gutes Zeugniß geben kann! Daß er seine Lectionen gehörig lernt, still und folgsam ist, will ich hier wiederholen — —, daß er aber auch viel, ja bei nahe alles von seinen fremden und zerstreuten Gedanken verloren, und sehr an Munterkeit und Gegenwart des Geistes zugenumommen habe (davon wohl eines des andern Ursache, oder auch wechselseitig seine Folge sein mag), dieses ist es, was ich Ew. Wohlgeb. mit vieler Vergnügen berichte, und ich füge daher auch ferner mit völliger Überzeugung hinzu, daß er auch dieses Vierteljahr in seiner Kenntniß und Geschicklichkeit weiter gekommen sei. Ew. Wohlgeb. können daher gar wohl, und es wird mir lieb sein, wenn Sie es thun, Ihren kleinen Sohn merken lassen, daß ich ihm ein gutes Zeugniß und Lob gegeben habe, auch diese Anzeige mit einigem Lob und Beifall von Ihnen Selbst begleiten. Es wird dieses eine größere Liebe und Vertrauen, sowohl gegen Ew. Wohlgeb. Selbst, als auch gegen mich, bei ihm erwecken, worauf ich vielmehr halte, als auf eine niederschlagende und tückisch machende Furcht, welche die Kleinen zwar antreibt, ihre Pflichten, aber nur aus Zwanga, nicht aus Liebe und freier Neigung des Herzens zu thun. Überhaupt halte ich ein bescheidenes Lob, zu gehöriger Zeit, für viel besser, als alle Arten der Bestrafungen. Eins habe ich an ihm auszusehen. Ich vermittele nemlich noch die gehörige Achtung und Accurateit in Sauberhaltung seiner Bücher und anderer Schulsachen, besonders ist er ein wenig nachlässig in Verfertigung der schriftlichen Aufsätze, auch derjenigen, welche er zu Hause machen und alsdann in der Schule vorzeigen muß, wozu er sich billig mehr Zeit nehmen könnte und sollte. Ich habe ihn zwar auch deswegen schon oft zur Rede gestellt, er hat sich auch schon darinnen gebessert, allein ich wünschte ihn noch accurater hierinnen. Ew. Wohlgeb. würden mit daher einen Gefallen thun, wenn Sie ihm meldeten, daß ich dieses an ihm ausgesetzt hätte.“

⁶⁾ Conrector und Klassenlehrer der Tertia war 1774 bis 1780 Kulemeyer.

⁷⁾ Diefenbach war wohl als Hilfslehrer tätig, von 1781 ab batte er als Subcorrector die Quarta und wurde Februar 1783 Pfarrer in Reichenbach.